

Schützt die Tiere vor uns!

Betrachtungen einer Haustier-Helikopter-Mama

Essay von Christine Leutkart

Ich bildete mir ein, ich wäre eine Tierflüsterin wie mein Onkel Werner

Mein Onkel Werner war ein Tierflüsterer. Seine Gabe mit Tieren zu reden, bezog sich nicht nur auf Katzen und Hunde. Er hatte einen Goldfisch, der sich jeden Morgen zärtlich am Nacken kraulen ließ, und beim Joggen saß der geschwätzige Papagei Charly auf seiner rechten Schulter und wippte im Lauftakt mit. Onkel Werner war überzeugt davon, auch den aggressivsten Kampfhund mit einem freundlichen Wort zähmen zu können. Um seine Kunst zu demonstrieren, streckte er seine Hand über jeden Zaun. Nach Bisswunden von seinen tierischen Kameraden schielte ich vergebens. Ich bildete mir ein, sein Talent als Tierflüsterer geerbt zu haben.

Die Dackeldame hieß Gita von Ottersberg und ihre Abstammungsurkunde bewies, dass sie aus edlem Hause war. Sie hatte ein langhaariges, seidenes Fell und war schlank und anmutig, als meine Mutter sie mir zum zwölften Geburtstag schenkte.

Drei Jahre später war Gita übergewichtig, krümmte sich bei jedem Schritt vor Schmerzen und bekam epileptische Anfälle. Als sie an den Vorderbeinen erlahmte, ließ meine Mutter sie einschläfern.

Wie hatte es so weit kommen können? Der Tierarzt erklärte, Gita sei das Opfer einer Überzüchtung und deshalb für Krankheiten besonders anfällig. Dazu kam, dass sie schon während ihres Wachstums in zu kurzer Zeit zu viel Gewicht angesetzt hatte, weil wir sie überfütterten hatten. Eine Verkrümmung ihres Skeletts und chronische Schmerzen in den Gelenken mit Lahmheit waren die Folgen. Im Glauben, ihr Gutes zu tun, hatten wir dauernd das Gegenteil bewirkt. Wir hatten ihr das Beste besorgt, das der Tierhandel hergab, und mit Leckerbissen von unseren Tellern ergänzt. Sie wurde von uns gemästet. Wie hätten wir ihren bettelnden Hundefaugen auch etwas abschlagen können?

Ihr Hundeleben war kurz und, wenn ich ehrlich bin, nicht besonders schön. Gita hatte nie das Vergnügen gehabt, am Po eines anderen Hundes zu schnüffeln. Kam uns beim Spaziergang ein anderer Hundehalter mit seinem Vierbeiner entgegenkam, nahmen wir unsere Dackelin auf den Arm und machten einen großen Bogen um den potenziellen Feind. Unsere Angst übertrug sich auf sie; hörte, roch oder sah die Hundedame einen Artgenossen, begann sie zu winseln und suchte unseren Schutz. Sie hatte nie mit einem anderen Hund gespielt und erst recht keine Mutterfreuden erlebt.

Wir sollten damit aufhören, uns Tieren überlegen zu fühlen

Tierhalter neigen dazu, ihre Haustiere zu vermenschlichen. Sie vertrauen ihnen Probleme an und fühlen sich von ihnen verstanden. Tiere dienen oft als Ersatz für den fehlenden Partner oder Kinder. Man fühlt sich nicht allein, erlebt Zärtlichkeit und Nähe zu einem Wesen, das einen niemals enttäuscht. Tiere akzeptieren jeden sozialen Status, Aussehen und Macke ihres Besitzers. Sie sind treu und gehorsam.

Doch wehe, wenn nicht! Aus dem Tuttlinger Tierheim wird berichtet, dass, wenn ein Tier ungehorsam ist oder es Beißvorfälle gibt, es dann oft heißt: Ab ins Tierheim! Die Kapazitäten der Tierheime kommen im gesamten Bundesgebiet an ihre Grenzen. Ältere Hunde fristen bis zu ihrem Ableben ein klägliches Dasein in ihrem Zimmer. „Die Menschen verlieren den Bezug zur Natur und damit auch zu Tieren“, beklagt Mitarbeiterin Birgit Ströhle. „Sie werden immer weniger verlässlich und bereit, Verantwortung zu übernehmen. Das Tierheim ist wie ein Wertstoffhof – mit einem Klick im Internet habe ich ein Tier bestellt. Aber siehe da, es hat ja Bedürfnisse und Ansprüche! Also schnell wieder weg damit.“

Die Zucht von Tieren sollte stärker reglementiert und eingeschränkt werden, wünscht sich meine Interviewpartnerin vom Tuttlinger Tierheim. Und Verstöße gegen Tiere härter bestraft. Aber wenn der Mensch aufhören würde, sich den Tieren überlegen zu fühlen und seine Macht nicht missbrauchen würde, wären solche Maßnahmen gar nicht erst nötig.

Die Verspieltheit von Tieren ist ansteckend, man bewegt sich mit Hunden mehr, was für Körper und Seele des Tierhalters gesund ist. Tiere machen glücklich. Tierhalter und Haustier leben in einer Art Symbiose, die beiden guttut. Guttun kann. Vorausgesetzt, das Wohl des Tieres wird genauso berücksichtigt wie das eigene.

Gita hatte mit uns da leider nicht viel Glück.

Machen Tiere uns zu besseren Menschen?

Die Fehler mit Gita machte ich mit dem Meerschweinchen Fred Jahre später wieder wett. Mein Sohn hatte sich ein Haustier gewünscht, aber wir wohnten in der Stadt. Kein guter Ort für einen Hund oder eine Katze, fanden mein Mann und ich. „Diese Rasse ist nicht gern allein“, erklärte uns der Verkäufer, als er das putzige Tier mit dem weißen Haarwirbel in die Schachtel setzte und den Deckel zuklappte. Damit Fred sich nicht einsam fühlte, behielt ich ihn immer in meiner Nähe. Ich glaube daran, dass in einer Beziehung die Stimme eine wesentliche Rolle spielt. Also sprach ich viel mit ihm. Beim Kochen erklärte ich ihm die Rezepte und wenn wir unseren Sohn in den Schlaf sangen, hörte er mit. Nach einem Jahr lief Fred mir wie ein Hündchen hinterher. Er kam auf Zuruf, und wenn wir ihn draußen auf eine Wiese setzten, damit er frischen Löwenzahn knabbern konnte, lief er nicht davon. Fred erreichte ein hohes Alter und ich bin überzeugt, dass er das schönste Leben hatte, das ein Meerschweinchen haben kann. Auch wenn er nie eine Familie gründen und Kinder aufziehen konnte. Aber er hatte ja uns.

Dass mein Sohn zu einem fürsorglichen Menschen herangewachsen ist, hat er vielleicht wenigstens zum Teil dem Zusammenleben mit Fred zu verdanken. Es gibt heutzutage Kitas, deren Konzept auf einer tiergestützten Pädagogik basiert. Wertschätzung anderen Lebewesen gegenüber, Empathie, Interesse an der Natur und Übernahme von Verantwortung entstehen, wenn Kinder eine Beziehung zu Tieren eingehen dürfen. Der Umgang mit Tieren dient ihrer Persönlichkeitsentwicklung.

„Halt“, höre ich Sie jetzt sagen. „Man muss doch kein Haustier haben, um ein guter Mensch zu sein!“

Einige meiner FreundInnen haben kein Tier und finden die Vorstellung eins zu haben lästig. Sie haben ihre fürsorglichen Qualitäten ohne Tiere erworben.

Oder haben sie sich gegen ein Haustier entschieden, eben *weil* sie Tiere mögen? Weil sie

lieber auf ein Tier verzichten, als ihm nicht gerecht zu werden? Sind sie in Wirklichkeit die „besseren“ Tierliebenden?

In der Corona-Pandemie nimmt das Interesse an Haustieren zu. Und schnell wieder ab

TierhalterInnen fragen sich in der Regel nicht, ob das für ihre Haustiere verwendete Geld effektiv eingesetzt ist; sie geben mehr aus, als nötig wäre, um es anständig zu versorgen. Damit halten sie eine ganze Industrie am Laufen. Die Kommerzialisierung des Verhältnisses von Tier und Mensch nimmt immer absurdere Formen an. Welches Tier braucht Schmuck, edles Geschirr, Möbel oder stylische Kleider? Dies sind Auswüchse einer Wohlstandsgesellschaft, bei der es nicht um die Bedürfnisse des Tieres geht, sondern die reine Selbstbespaßung im Mittelpunkt steht.

Hunde werden mit Chemotherapie oder aufgrund ihres Diabetes mit teuren Medikamenten behandelt und bekommen eine neue Hüfte. Wer legt die Grenze zwischen Dekadenz und Angemessenheit fest? Warum sollte man in einer wohlhabenden Gesellschaft wie unserer nicht einem halbseitig gelähmten Hund das Leben mit einem Rollstuhl leichter machen? „Ist doch pervers, dass man für ein Haustier ein Vermögen ausgibt und nebensächlich kann sich eine alleinerziehende Frau kaum über Wasser halten“, klagte meine Freundin. „Braucht man ein Schwimmbecken im Garten oder einen Tauchkurs auf den Malediven?“, gab ich zurück. Ein moralisches Dilemma. Schließlich kann man niemandem vorschreiben, wie sein Geld zu verwenden ist.

Zu Beginn der Corona-Pandemie nahm bei vielen das Interesse an Haustieren zu, aber genauso schnell flaut es oft wieder ab. Tierheime in Deutschland sind von ausgesetzten Tieren aller Art überfüllt. Im Tuttlinger Tierheim wurde entschieden, dass nur derjenige ein Tier bekommt, der bereits eins hatte und dieses durch Tod oder Krankheit verloren hat. Es wurden zwei Ausnahmefälle gemacht. Und prompt brachten beide ihre Hunde wieder ins Tierheim zurück.

Das Verhältnis von Menschen und Tieren ist ein Herrschaftsverhältnis

Auf unserer Reise durch Osteuropa im letzten Herbst trafen mein Mann und ich überall auf wilde Katzen und Hunde. Einäugige, zerzauste, manche überraschend wohlgenährt, andere mager, mit entzündeten Augen und voller Parasiten. Aber in jedem Dorf und in jeder Stadt entdeckten wir Schalen, die mit Trockenfutter, Essensabfällen oder Wasser gefüllt waren. Die streunenden Tiere leben in einer selbstverständlichen Parallelgesellschaft. Sie ziehen in Rudeln durch die Gegend, immer auf der Suche nach Futter. Finden sie keins, können sie dem Menschen gefährlich werden.

Dann gibt es die Hunde, die angekettet ihr Dasein fristen. Sie werden gefüttert, bekommen wenig Zuwendung und bellen jeden, der vorübergeht, aufmerksamkeitsheischend an. Ich kann mich nicht entscheiden, was ich schlimmer finden soll: die ewig hungrigen, herumstreunenden Vierbeiner, die sich wenigstens frei unter ihresgleichen bewegen dürfen, oder die angebundenen, einsamen, aber (hoffentlich) satten.

Da geht es den Haustieren in unserer deutschen Zivilgesellschaft doch in der Regel viel besser. Aber wie kommt es, dass mein tierliebender Onkel Werner – und jahrzehntelang auch ich – ohne mit der Wimper zu zucken Fleisch- und Wurstwaren aus der

Massentierhaltung verzehren konnte? Die Liste der Qualen, denen Nutztiere ausgesetzt werden, ist lang. Hörner, Ringelschwänze und Schnäbel werden wegen das Eingepferchtseins auf engem Raum abgetrennt. Und das zumeist ohne Betäubung. Krankheiten und Verhaltensstörungen sind bei den Tieren an der Tagesordnung. Aber das alles wird beim Anblick eines saftigen Koteletts einfach ausgeblendet. Wir Menschen sind MeisterInnen der Verdrängung.

Das Verhältnis von Menschen und Tieren unterliegt einer langen Kulturgeschichte und ist Ausdruck eines Herrschaftsverhältnisses: Tieren wurden von jeher und je nach Gesellschaftsform unterschiedliche Bedeutungen zugewiesen. Sie sind Sinnbild für Götter, wie beispielsweise in Indien; sie werden als Arbeitstiere funktionalisiert; sie liefern uns Nahrung, geben uns Schutz, sind zuverlässige Kameraden – oder dienen unserer Unterhaltung. Es gibt eine Industrie von Welpenhandel, Massentierhaltungen und anderen tierfeindlichen Formen. Doch während vor dreißig Jahren noch kleine Katzen ohne mit der Wimper zu zucken ertränkt wurden und sich keiner dafür schämte, lernen Kinder heute, dass Spinnen Nutztiere sind und man selbst mit den kleinsten Lebewesen achtsam umgehen sollte. Zugleich werden Haustiere oft ihrer eigentlichen Natur entfremdet. Fest steht: Tiere sind uns gnadenlos ausgeliefert. Früher wie heute.

Quellen:

Interview mit Birgit Ströhle (13.01.2022), Mitarbeiterin im Tierheim Tuttlingen

<https://www.facebook.com/Tierheim-Tuttlingen-Kreistierschutzverein-Tuttlingen-eV-848947178618940/> und www.tierheim-tuttlingen.de